



Plauder-Stübchen

Wöchentliche Beilage zum
Rheingauer Bürgerfreund.
 Verlag von Adam Etienne, Destrich-Ettville.

1917. * Nr. 35.

Kleinstadt-Menschen

Roman von Robert Nisch.
 (Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Sie nidte — sie nidte zu allem, was man ihr vorschlug. Frau Isa ärgerte sich im stillen. Schließlich brauchte die Kleine doch nicht gar so sehr zu zeigen, wie gleichgültig ihr das alles sei. Und wie unabsichtlich ließ sie einfließen, daß Bruno wahrscheinlich nicht zur Hochzeit komme. „Er sitzt schon tief in den Examen-Vorbereitungen. Außerdem — Frau Isa lächelte sanft — fesseln den guten Jungen so feste Bande an Berlin... Nun, darüber will ich noch nicht reden.“ Sie machte ein geheimnisvolles Gesicht; und es war, als ob ihre Lippen Honig schlürften.

Sie nidte stumm. Wie im Traume hörte und sah sie das alles. War sie es wirklich, für die man da Wäsche und Kleider, Möbel und noch tausend andere Dinge anschaffte? Am liebsten hätte sie mit alledem ein Endgemacht, wäre hinaus in die weite Welt gegangen oder — sie erschrak vor sich selbst, wenn sie sich bei solchen Gedanken ertappte — ins Wasser. Nur Ruhe und Frieden, fern von allen diesen Menschen, die ihr gleichgültig waren und sie quälten! Aber ihr Vater, dieser arme, hilflose, kranke Mann, der sie mit so rührend zärtlichen Blicken anschaute, band sie mit starken Fesseln an dies Dasein. Sie klammerte sich ängstlich an die armselige Tröstung des Arztes. Er konnte noch lange Jahre leben, wenn man ihm Kummer und Aufregungen ersparte. Auch Büsing bestärkte sie darin. — Wie sich der alte Mann ihres

„Glüdes“ freute! Schließlich — was lag daran, wenn sie die Hand zum Bunde reichte! Die Tante hatte recht, wenn sie predigte: Die Ehe ist eigentlich nur eine soziale Notwendigkeit zur Erhaltung der Rasse, ein Nützlichkeitsinstitut zur gegenseitigen Förderung von Mann, Frau und Nachkommenschaft. Alles andere hätten nur die Dichter und andere Phantasten hineingelegt. Es genügte schon, daß alles in den Verhältnissen klappte, und daß eine gegenseitige, achtungsvolle Sympathie zwischen den Gatten vorhanden war. Und tat er nicht alles, was er ihr an den Augen absehen konnte?! Die meisten Ehen wurden nicht anders geschlossen. Hatten die klugen, erfahrenen Leute nicht recht, die da predigten: gerade die Liebesehen gehen oft sehr schlecht aus. Da verlangte man eben zuviel voneinander, machte Ansprüche, die das wirkliche



Gemüsekulturen im besetzten französischen Gebiet. (Mit Text.)

Leben nicht erfüllen konnte. Freilich, ihr Vater und ihre Mutter zeugten dagegen. Und die hatten nicht einmal auf der gleichen Bildungsstufe gestanden. Das waren aber Ausnahmehenschen, adlige Naturen. Die Hochzeit wurde, schon um den Kranken zu schonen, im engsten Familienkreise gefeiert. Die Braut war von einem ganz eigenartigen, schwermütigen Liebreiz. Das behauptete wenigstens der männliche Teil der Fichtenroder, die die Kirche bis zum letzten Blaise füllten.

„Na, sehr glücklich sieht sie nicht aus. Wenn das man gut ausgeht!“ meinte Frau Lönnes zur Frau Apothekerin. Und da diese eine heiratsfähige, noch unbemannte Tochter hatte, stimmte auch diese ehrjame Dame eifrig zu. Die kleine Villa — sie gehörte den auswärtigen Erben eines verstorbenen Fichtenroders — war sehr hübsch und

geschmackvoll hergerichtet. Alles Buzziimmer sogar mit den gleichen Möbeln wie die in der Villa. Das Haus lag inmitten eines großen, verwilderten Gartens, etwas zurück von der Straße. „Ganz für ein junges Eheglück geschaffen!“ versicherte die Frau Kommerzienrätin allen Gratulanten voll mütterlicher Zärtlichkeit und Rührung. Für sie war es überhaupt ein großer Tag heute. Und sie war entschieden die Hauptperson. Alle war so still und blaß, daß man sie kaum bemerkte.

„Das Glück macht sie stumm“, versicherte die Kommerzienrätin dem Schwager.

Der alte Maler war kindlich glücklich und läufte seine Tochter immer wieder. Die Freude schien ihm neue Kräfte zu verleihen. „So wohl habe ich mich lange nicht gefühlt“, versicherte er stets von neuem. „Wenn du glaubst, lieber Franz, daß du an mir viel Honorar verdienen wirst, so irrst du dich. Ich brauche dich nicht mehr; ich bin jetzt ein gesunder Mann und pfeife auf euch Ärzte.“

In den ersten Tagen steckte er von früh bis abends in dem kleinen Hause und erfüllte es mit seinem gütigen Lachen, seiner tiefen, sonoren Stimme und dem Frohsinn seiner sonnigen Künstlernatur. Wie ein Kind freute er sich mit ihr über jeden Gegenstand, über jedes Möbelstück. Er weichte sie in ihr neues Reich ein und spottete gutmütig über alles, was ihm unschön oder unpraktisch erschien, oder wobei er nicht um Rat gefragt worden war.

Mit seinem breiten Lachen — und es blühte dabei schallhaft in den noch immer leuchtenden Künstleraugen — rief er dann: „An dieser Dekoration, an dieser Farbe bin ich ganz unschuldig. Witterst du nicht den kommerziertlichen Damengeschmack, riechst du nicht deine Frau Tante?“

Zuweilen blieb er sinnend im Zimmer stehen, als lausche er einer inneren Stimme.

„Hier in diesem Reiche wirst du schalten, wenn ich längst nicht mehr bin. Hier werden deine Kinder spielen, und du wirst ihnen von ihrem alten Großvater erzählen, der sie liebte, noch ehe sie geboren waren... So reicht ein Geschlecht dem anderen die Hand und vergeht... Mir ist es wie gestern, als du geboren wurdest. Es war in Florenz, wir waren sehr arm — aber glücklich.“

Wie die Sonne noch einmal strahlenden Herbstglanz über die Welt legt, ehe des Novembers Nebel und Wetter sie verschleiern, redete er sich noch einmal in seinem alten Glanz auf.

„Dein Vater hat eine Riesennatur“, meinte der Doktor mit einem erhaunten Gesicht.

Alle schöpfte neue Hoffnung und fühlte sich beinahe glücklich. Was sie mit allen Sinnen und Nerven gefürchtet, war leichter vorübergegangen, als sie je geglaubt.

Sie war nicht gestorben vor Furcht und Scham — ihr Gatte war gütig und zurückhaltend gegen sie und versuchte, jeden ihrer Wünsche zu erfüllen.

Der alte Maler lobte ihn von früh bis spät. Sein ewiges Wort war: „Franz würde das so oder so machen... Da müssen wir doch erst Franz fragen.“

Wie ein Morgenrot junger Hoffnung dämmerte es vor Altes Augen auf. Vielleicht, daß ihr noch ein Glück beschieden war. Vielleicht hatten sie wirklich recht, die klugen Leute, daß Gewohnheit zur Sympathie, Sympathie zur Liebe führte.

Und ihr Vater war ganz glücklich. Nie, nie sollte er ahnen, welches Opfer sie ihm gebracht. Wenn sie ihm diese letzten Jahre verschönern konnte, so war ja alles, alles gut.

Eines Nachts — die ersten Herbst- und Regenschauer des Novembers hatten alle Farben ausgelöscht und die weißen Blätter von den Bäumen gefegt — eines Nachts riß es stürmisch an der Glode.

Es kam ziemlich selten vor, daß man in Fichtenrode zu nächtllicher Stunde den Arzt holen ließ. Man scheute die Kosten.

Alle fuhr hoch auf. Ihr Vater! Und da hörte sie auch schon, als ihr Mann das Fenster öffnete, die Stimme der alten Rosalie, die den Dienst bei dem alten Künstler versah:

Der Herr Doktor möchten dich sofort — sofort kommen... Es sei mit dem alten Herrn Mertel nicht ganz richtig... Sie komme übrigens auf eigene Faust her.

In fliegender Hast kleidete sich Alle an. Schweigend eilten beide durch die dunklen Straßen, die ein leise rieselnder Regen näßte, der Ragd nach, die ihnen mit der Laterne voranleuchtete.

Da lag er in seinem Bette, schwer atmend, den gebrochenen Blick starr nach oben gerichtet. Der Kommerzienrat bemühte sich mit einem Diener um ihn.

Er lebte noch etwa eine Stunde. Kurz vor seinem Ende schien er Alle noch einmal zu erkennen. Er lächelte sie mit verzogenen Lippen an, drückte noch einmal leise ihre Hand. Sie hätte wie ein verwundetes Tier hinausstreifen mögen.

Dann, nach einem kurzen Kampfe war alles — alles vor-er. Alle stand mit tränenleeren Augen da, seine kalte Hand in ihrer warmen, lebenden. Tot — ausgelöscht, vorbei für immer.

Die Frau Kommerzienrätin äußerte nachher zu ihrer vertrauten Jose, ihre Nichte hätte doch wohl nicht allzuviel Herz — sie sei so merkwürdig ruhig und gefaßt gewesen.

Nachdem alle gegangen waren, blieb das junge Weib, taub gegen alles Zureden, sich zu schonen, als Wache bei dem Toten allein zurück. Und jetzt brach ihr ganzer Jammer aus.

Sie warf sich über die geliebte Leiche, leise winnend, in endlosen Tränen. Aber sie erleichterten ihr nicht das Herz; sie machten es nur schwerer.

Um nichts — um nichts, ihr großes Opfer! Wie eine ewige, endlose Melodie hörte sie es um sich. — Warum mußte er jetzt sterben — gerade jetzt?!

Da lag er in der erhabenen, abweisenden Ruhe des Todes, mit einem leichten Lächeln auf den Lippen, als kümmere ihn ihr Jammer nichts. Was lag auch an dem bißchen kurzen Leben! Gegen Morgen schlief sie ein. Der Bruder des Todes brachte ihr endlich die Ruhe, die sie ersehnte.

Im Nebel und Regen begruben sie ihn. Und es war ihr, als wenn die Welt nun ganz leer sei. Sie ließ sich vom Regen durchnässen und durchfrösten bis ins Mark. Vielleicht, daß sie ein schneller Tod dahintrastete.

Bruno war zur Bestattung herübergekommen, was seine Mutter ganz unnötig fand. Übrigens gab es zwischen Sohn und Mutter eine erregte Szene, nach der Bruno sofort wieder die Villa verließ.

Alle wechselte nur ein paar flüchtige Worte bei der Beerdigung mit ihm. Sie schützte Kopfschmerz vor, als er eine Anstands- und Abschiedsvisite in ihrem Hause machte. Der Doktor empfing ihn allein. Sie hörte nur, als er den Gast durch die Wohnung führte, die dröhnend gesprochenen Worte ihres Gatten:

„Ja, es ist alles sehr hübsch; und wir leben hier wie im Paradies. Meine kleine Frau ist sehr glücklich — und ich auch.“

Sie hätte hinausrufen mögen: „Es ist ja nicht wahr — nicht wahr!“ Aber sie ließ die erhobenen Arme sinken und vergrub den Kopf unter den Kissen ihres Ruhebettes. Nur nichts mehr hören und sehen!

Einige Tage später wurde das Testament eröffnet — Alle war zur alleinigen Universalerin eingesetzt. Nur sie hatte die Verfügungsbefugnisse. Aber der Vater ermahnte sie, in allen geschäftlichen und Vermögensangelegenheiten dem Räte seines geliebten Bruders, des Kommerzienrates, zu folgen. Er solle das Vermögen anlegen und verwalten, sofern nicht seine Tochter durch ihre ausdrückliche Willenskundgebung ihn dieser Mühewaltung enthöhe.

Der Doktor war nicht sehr entzückt von diesem Testament und ließ auch Alle nicht im unklaren darüber, was er davon denke.

„Das sieht ja wie Mißtrauen gegen mich aus.“

„Das hat Papa sicher nicht gemeint. Er schenkte dir großes Vertrauen, aber in Geldsachen wohl noch größeres seinem Bruder, dem gewiegten Kaufmann. Du weißt ja, daß wir dem Onkel allein das Geld zu verdanken haben.“

„Ich weiß... Indessen, in der ganzen Welt verwaltet der Mann das Vermögen für seine Frau. Es braucht ja nicht gleich zu sein — aber ich möchte doch später — sagen wir, in einigen Wochen, diese Verwaltung selbst in die Hand nehmen.“

„Ich möchte den Willen des Toten nicht verletzen“, erwiderte die junge Frau sanft, aber bestimmt.

„Nun, dein Vater hat sich das sicher nicht überlegt. Übrigens wird sich das finden.“

Seine Augen blühten böse auf, als er ärgerlich aus dem Zimmer schritt, die Tür brutal hinter sich ins Schloß werfend.

Alle schaute ihm verwundert nach. Noch nie hatte jemand so mit ihr gesprochen. Und es stimmte so gar nicht mit seinem sonstigen sanften und zuvorkommenden Benehmen überein.

Einige Tage später kam er darauf zurück. Die Gläubiger, die er so lange vertröstet, mahnten jetzt, wo er „reich geworden sei“, in der höflichsten Form, aber ziemlich deutlich.

Es war unangenehm, diese Karten aufzudecken. Er hatte sich das auch ganz anders gedacht, als der alte Maler starb, dessen Tod sein geübtes Arztesauge natürlich längst vorausgesehen.

Bei Tisch legte er ihr den Mahnbrief seines Hauptgläubigers, eines Bucherers, wortlos vor. Sie überflog ihn schnell und sah ihn fragend an.

„Alle Schulden — noch aus der Studentenzeit her. — Ich war ja ein armer Teufel... Die Bucherzinsen dazu.“

„Der Onkel soll das ordnen — natürlich! Gib ihm gleich die ganze Liste! Wir wollen das auf einmal abmachen.“

Teufel, sie war eigentlich klug, dieses kleine Weib! Wie selbstverständlich setzte sie voraus, daß er noch mehr Schulden hätte. Und taktvoll! Keine Frage, kein Verlangen, daß er ausführlich beichten solle — noch weniger ein vorwurfsvoller Blick oder Ton.

Aber gerade das verstimmte ihn, tränkte sein männliches Selbstbewußtsein und Überlegenheitsgefühl. Wie klein er sich ihr

gegenüber vorkam! Er mußte bitten — sie gewähren. Es ging ihm ganz gegen den Strich. Aber vorläufig mußte er sich bücken.

Der Kommerzienrat nahm Einsicht von allen Forderungen, die er zu begleichen versprach — freilich mit Abstrich der Bucherzinsen. Büßing sollte ihm das nur getrost überlassen. Er würde schon mit diesen Herren fertig werden.

Im übrigen ebenfalls keine Frage, keine Verwunderung, kein Wortwurf! Im Gegenteil, der alte Herr sagte einige freundliche Worte darüber, daß so ein armer Student Schulden machen müsse, und die Notlage und Unerfahrenheit immer ausgebeutet würden.

Als der Doktor aber eine schüchterne Andeutung machte, ob es nicht eigentlich — ja, eigentlich sei es in der Ordnung, daß er als Ehemann das Vermögen seiner Frau verwalte, zuckte der alte Herr leicht mit den Achseln; „Was wollen Sie sich damit beschweren! Überlassen Sie das ruhig meiner kaufmännischen Erfahrung! Das Geld ist gut und sicher angelegt. Übrigens ist das Sache Ihrer Frau. Wenn sie es anders bestimmt.“

Es war ja auch noch nicht an der Zeit, seine großen Pläne auszuführen. Noch war das Grab zu frisch, das sie jeden Tag aufsuchte. Sie würde nicht ewig trauern; die Lebenslust würde auch in ihr siegen.

Der Winter hatte sein weißes Leichentuch über Fichtenrode gebreitet. Weihnachten war vorüber. Auf den Teichen und Pfäßen glitt die Jugend mit blankem Stahlschuh über die blispunden Eisflächen. Die Tannen und Fichten hatten weiße Ziwelmützen aufgesetzt, die in der bleichen Wintersonne wie Bergkristalle funkelten. Die Welt war voll winterlichen Frohsinns. In Fichtenrode gab es Hausbälle, Kränzchen und Vereinsfeste.

Von der Villa und dem Doktorhaus war freilich niemand dabei. Die Trauer entschuldigte alles. Einen harmlosen „Kaffee“ hätte die junge Frau immerhin mitmachen können. Übrigens war man recht froh, daß sie es nicht tat und in „vornehmer Zurückgezogenheit“ blieb, wie Frau Tönnies mit spöttischem Achselzucken meinte. Erstens war die „Italienerin“ im Kreise der kaffeetrinkenden Damenwelt Fichtenrodes noch immer nicht beliebt. Noch immer behauptete Frau Tönnies, es müsse wahrhaftes Zigeunerblut in ihr stecken; das merke man doch deutlich an ihrem ganzen Aussehen. Seit ihrer Hochzeit war man ihr noch mehr gram. Sie hatte so viele Hoffnungen grausam zerstört. Dafür bildete diese Ehe aber ein Lieblingsthema der alten und jungen Damenwelt Fichtenrodes. Und man war daher eigentlich recht froh, ungestört bei Frau Isa und die „Doktorin“, seine Meinung über Gegenwart und Zukunft dieser Ehe äußern zu können.

Daß etwas nicht stimmte, darüber waren alle bald einig. Doktors Emilie war die intimste Freundin von Apothekers Lina. Und sie hatte der Lina erzählt, was das für 'ne merkwürdige Ehe sei. Niemals täten sie zusammen frühstücken; und wenn der Herr Doktor mittags mal nicht über Land fahre, dann sähen sie sich wie die Elgöhen stumm gegenüber. Und der Herr Doktor machte dann ein Gesicht, als ob er Essig verschluckt hätte; und die junge Frau . . . na, aus der würde überhaupt kein Mensch klug. Sehr glücklich sähe sie jedenfalls nicht aus. Und manchmal sähe sie stundenlang stumm da und starrte vor sich hin, als ob sie ganz wo anders sei. Und um die Wirtschaft kummerte sie sich auch fast gar nicht. Und wenn sie, die Emilie, nicht ein so ehrliches Mädchen wäre — die könnte sie schön betrügen.

Nicht mal das Wirtschaftsbuch rechnete die junge Frau ordentlich durch, wie sich das für eine deutsche Hausfrau gehöre. Und wenn sie nicht in dicken Büchern läse oder ein wenig Klavier klimperte oder wie gesagt gar nichts täte, dann schriebe sie was in ein dickes Buch ein. Wäre wohl so 'ne Art Tagebuch. Aber das würde immer sorgfältig verschlossen.

Der Herr Doktor könne ihr leid tun. Das sei doch eigentlich ein sehr freundlicher, betulicher Mann und hätte 'ne andere Frau verdient. Der verstorbene Vater von der Madame sei ja so ein verrückter Künstler gewesen. Und mit allem Respekt: ganz richtig sei es mit der jungen Frau auch nicht. Und wie das noch mal enden würde — dabei deutete sie auf ihre Stirne — das könne kein Mensch wissen. Und der Herr Doktor würde ja förmlich ins Wirtshaus getrieben. Denn wenn 'ne Frau gar nichts spricht und gar keinen Umgang hätte, das müßte natürlich einen Mann auf die Dauer langweilen. Sonntags äßen sie ja immer bei Kommerzienrats; aber sonst ließe sich die Frau Kommerzienrat auch nicht weiter sehen. Und sehr dicke Freundinnen schienen die beiden Damen auch nicht gerade zu sein — und dabei hätte ihr doch die Frau Tante den netten Mann verschafft.

Nur mit dem alten Herrn Kommerzienrat ginge sie öfters spazieren, und der läme auch zuweilen her. Aber dann sprächen sie immer nur von dem verstorbenen alten Herrn und solche traurige Dinge. Sie pflege gewiß nicht zu lauschen; aber sie hätte auch schon gehört, als sie „in die Nähe war“, daß sich die beiden

Watten gezant hätten. Das heißt, gezant könne man eigentlich nicht sagen. Der Herr Doktor hätte der jungen Frau bloß Wortwürfe gemacht, und das mit Recht: sie sei kalt wie Eis; und er könne von seiner Frau mehr „Unterhaltbarkeit und Entgegenkommen“ verlangen. Und sie dürfe sich nicht gegen die Welt absperrten — schon, weil seine Praxis darunter leiden würde, so lange sie einmal in dem Nest lebten.

Aber die junge Frau hätte keinen Mucks erwidert und nur mit den Achseln gezuckt; und der Herr Doktor hätte wütend die Türe hinter sich zugebunnt. Und dann hätten sie tagelang kein Wort miteinander gesprochen. Und von Geld sei auch einmal die Rede gewesen und von großen Plänen, die der Herr Doktor vorhätte.

Und wenn sie, Doktors Emilie, mit allem Respekt ihre Meinung sagen dürfe, so sei der Herr Doktor reingefallen. Die junge Frau sei ja wohl so weit ganz nett, und Geld hätte sie ja auch; aber im Oberstübchen sei sie nicht ganz richtig. Um den Herrn Doktor aber sei es schade.

Es war um die Zeit der Sprechstunde. Es sprach aber selten jemand vor. Die Leute der kleinen Stadt ließen den Doktor lieber holen. Zuweilen kam ein Dienstmädchen oder ein Bauer, der gerade in der Stadt war. — Der Doktor legte sich deshalb auch wenig Zwang auf und hielt die Sprechstunde nicht immer pünktlich inne. Auch nicht die Mahlzeiten. Seitdem sich das Verhältnis zwischen ihm und seiner Frau immer mehr abkühlte, seitdem sie ihm stumm und wie abwesend bei Tisch gegenüber saß, erschien er oft unpünktlich oder gar nicht zu Tische. Die Praxis war die willkommene Ausrede.

An ihm lag es nicht. Er hatte sich wahrhaftig, je kühler und abweisender sie wurde, beinahe ernstlich in sie verliebt.

Aber es ermüdet schließlich, eine Marmorstatue zu umarmen. Und dann war sie „seine“ Frau; er hatte ein Recht auf sie. Sie sollte ihm noch die Hände küssen und um seine Gunst betteln. Aber noch war es nicht Zeit dazu, ihr den Herrn zu zeigen. Wenn das Projekt gelang, das er vorhatte, dann . . .

So entfernte er sich denn nach Möglichkeit, vermied es, mit ihr allein zu sein, kam nach Haus, wenn sie schon zu Bette lag. Mochte sie allein Trübsal blasen — was kümmerte es ihn! Wenigstens unbequem war sie nicht, fragte ihn nicht, woher und wohin, ließ ihn ruhig seines Weges ziehen.

Es war also Sprechstunde. So um viere herum. Es dämmerte schon stark. Der Doktor war wieder nicht zu Tisch gekommen. Ein Landwagen hatte ihn auf ein benachbartes Gut zu einer Schwertranken geholt. Jetzt klingelte es plötzlich, und die dicke Emilie öffnete einer jungen, schlanken, schwarzgekleideten Dame die Tür. Von Fichtenrode war sie nicht, Emilie kannte alle jungen Damen.

„Der Herr Doktor —?“
„Noch nicht zurück — über Land.“
„So möchte ich — möchte ich warten.“
„Bitte — hier ist das Patientenzimmer. Oder kommen Sie privatim?“

Das junge Mädchen errötete leicht und schien ungeschlüssig.
„Sonst — wenn's nicht wegen der Praxis ist“ — (Emilie sagte stets Praxis, mit dem Ton auf der letzten Silbe) — „ja, dann könnten Sie's vielleicht mir oder der Frau Doktor bestellen. Und auch, wenn Sie ihn nicht direkt ‚konsolidieren‘ wollen . . . weil's doch möglich ist, daß er sehr spät kommt. Und wenn Sie wieder fort wollen von Fichtenrode . . . Sie sind wohl nicht von hier?“

Das junge Mädchen war ganz blaß geworden. Sie hielt sich an einem großen Schrank fest, der auf dem breiten Vorflur stand, und fragte mit zitternder, ganz leiser Stimme:

„Die Frau Doktor? — Der Herr Doktor ist — ist verheiratet?“
„Ja, seit drei Monaten.“

Es war etwas dunkel im Flur und die dicke Emilie nicht gerade geübt, in menschlichen Gesichtern zu lesen. Sonst hätte sie bemerken müssen, daß es wie ein stummes Weinen über die blaffen, schöngeschnittenen Züge ging.

Die leise, zitternde Stimme äußerte aber nach einer kleinen Pause: „So möchte ich — möchte ich die Frau Doktor sprechen.“
„Wen darf ich denn nun melden?“

„Sagen Sie nur — Fräulein Evers möchte in — einer privaten Angelegenheit . . .“

Die beiden schwarzgekleideten Frauen standen sich gegenüber. Die Fremde überragte Ilse um Haupteslänge.

Sie sprach nicht, sie starrte Ilse nur regungslos an und brach dann plötzlich in einen wilden Strom von Tränen aus. So schneidend und jammervoll weinte das junge Wesen, daß Ilse, von tiefem Mitleid ergriffen, ihre Hand erfaßte und sie leise streichelte.

„Küssen Sie sich nur! Wenn ich Ihnen helfen kann.“ Und leise fügte sie hinzu: „Leiden Sie Not?“

„Oh, Sie sind gut; und er — ist so schlecht. Sie können ja nichts dafür.“

„Ihre Hand die zuckende Hand fahren und trat einen Schritt zurück. „Von wem sprechen Sie?“

Die Fremde trodnete sich die Tränen und sagte fast tonlos, sich zum Gehen wendend: „Ich will Ihnen keinen Kummer bereiten. Ich werde auf — den Herrn Doktor warten.“

Ein so tiefer Jammer zitterte in ihren leisen Worten, daß Ilse ihr nachging. „Bleiben Sie — setzen Sie sich und sagen Sie mir alles! Haben Sie Vertrauen zu mir! Es handelt sich, wie es scheint, um meinen Mann.“

Die Fremde nickte wortlos.

„Sie kennen ihn also schon lange?“ fragte Ilse weiter.

„Seit einem Jahr. Er hat —“ stöndend, zögernd rangen sich

die Worte von ihren Lippen — „er hat nicht gut an mir gehandelt.“

„Er stand Ihnen — nahe?“

Wieder das wortlose Nicken und ein neuer Strom von Tränen.

Ilse führte nun das junge Mädchen zu einem Sessel, ließ sie niedersitzen und fuhr mit einer zarten, lieblosen Bewegung ihrer kleinen Hand über Haar und Wangen. „So — so . . . weinen Sie sich nur aus! Ich weiß ja, wie wohl das tut.“

Und unter Tränen, Stößen und tiefem Erröten beichtete das junge Ding diesem jungen Weibe eine Leidensgeschichte. Sie sei Klavier- und Sprachlehrerin in Erfurt. Der Doktor hätte ihr die Ehe versprochen, sich aber in den letzten Monaten wenig, zuletzt gar nicht mehr blicken lassen, auch ihre Briefe nicht mehr beantwortet.

Ilse hörte stumm zu, mit niedergeschlagenen Augen, als das arme Ding nun mit tränenverschleierter Stimme schilderte, wie er sie umgarnt, ihr in glühenden Farben das zukünftige Glück ausgemalt, tausendfach Wort und Ehre verpfändet habe, daß er nie von ihr lassen, sie zu seinem Weibe machen würde.

„Und all die Briefe, die er mir geschickt! Noch vor wenigen Monaten hat er es mir geschworen — als Sie schon seine Frau waren.“

Durch die Fenster drang die Winterdämmerung herein; wie zarte Schleier legte es sich auf die Welt draußen und alle Dinge hierinnen, verhüllte langsam das schwarzgekleidete, arme Geschöpf, das jetzt gebeugt, in stummem Schmerz vor ihr saß.

Ein **Claf** stieg in ihr auf, ein schwer lastender Kummer, als sei ihr selbst so bitteres Geschick widerfahren. An welchen Mann

war sie gebunden. Der Schleier zerriss vor ihren Augen; die leuchte Hülle fiel von der Seele dieses Mannes. Schauer lastete sie und tiefes, warmes Mitleid mit dem jungen, betrogenen Geschöpf, das er wie eine Blume am Wege achtlos zertreten hatte.

Sie wollte etwas sagen, irgendein gutes, teilnehmendes Wort — aber es blieb ihr in der Kehle stecken. Und wieder streichelte sie nur leise Haar und Wangen der Fremden.

Die Flurtüre ging draußen — ein schwerer Männertritt.

Der Doktor rief nach Licht. Man hörte Emilien's Stimme: „Es ist jemand da“ . . . dann die Antwort des Arztes, ein leises Geflüster; und plötzlich erschien er in der Türe, trat schnell näher und blieb erschrocken stehen, als das junge Mädchen sich hoch auf-

richtete und ihn mit funkelnden Augen ansah.

„Teufel nochmal! — Was — was willst du — was wollen Sie hier? — Kommen Sie auf mein Zimmer!“

„Laß sie nur hier!“ sagte Ilse kalt, mit leisem Hohn. „Nenne sie nur du! Ich weiß alles.“

„Was weißt du? Soll ich hier verhört werden?“ — Er hatte sich schnell gefaßt und wollte der unbehaglichen Situation ein rasches Ende bereiten.

„Wie können Sie sich erlauben, hier einzudringen — zu meiner Frau?! Und dir bin ich gar keine Rechenschaft schuldig über Dinge, die sich vor meiner Hochzeit . . . Jeder Mann hat eine Vergangenheit.“

Die junge Frau richtete sich hoch auf: „Du Schuft!“

Es traf ihn wie ein Peitschenhieb, und es war einen Augenblick, als wolle er sich auf sie stürzen.

Er wurde blaß, zuckte zusammen. Seine Augen schimmerten grünlich vor Wut. „Verlaß dies Haus, auf der Stelle! Ich werde für dich sorgen . . . Mehr kannst du nicht verlangen. Und du, Ilse, — geh auf dein Zimmer! Du gehörst nicht hierher. Ich bin dir keine Rechenschaft schuldig und verbitte mir häusliche Szenen.“

Ilse blickte ihn stumm an; aber es lag eine so unsägliche Verachtung darin, daß er unbehaglich die Achseln zuckte. Das junge Mädchen war schluchzend zusammengefunken.

Mit einem unterdrückten Fluch verließ Büsing das Zimmer, die Türe nach seiner Gewohnheit, wenn er schlechter Laune war, hinter sich zuschmetternd.

Eine Stunde darauf — tiefe Nacht bedeckte die spärlich erleuchteten Straßen Fichtenrodes — schlich eine dunkle Gestalt



Abend in Obern. Nach einer Radierung von Prof. Helmuth Liesegang. (Mit Text.)



Zerschossener Bauernhof im Oberelsaß. Berliner Ill.-Gesellschaft.

aus des Doktors Haus, zerschmettert und doch wunderbar getrüftet durch die milde Stimme der kleinen Frau, die für sie zu sorgen, ihr alles Schwere abzunehmen versprochen hatte. Während sie durch Schnee und Eis dem Bahnhose zustrebte, gingen ihr die letzten Worte des jungen Weibes wieder durch den Sinn: „Glauben Sie mir — Sie haben es leichter als ich. Und danken



Gadmasken für Schuhmacher. (Mit Text.)

Seine Frau war nicht daheim — fort — fort all die kleinen Toilettengegenstände, die ihr gehörten. Er ging schnell in des

wohl bewusst. Vielleicht war diese große Erschütterung gerade das Richtige für ihre überspannte Natur. * * * Zwischen dem Doktorhaus und der Villa war der Verkehr seit einiger Zeit nur schwach. — Des Sonntags waren die jungen Leute dort oben zu Gäste; und es ging dann ziemlich zeremoniös und steif zu. — Bei Tische war der Kommerzienrat still wie immer. Nur die Kommerzienrätin führte das große Wort, spielte sich Ilse gegenüber als liebende Mutter auf. Heute sprach sie sogar, mit einer Träne

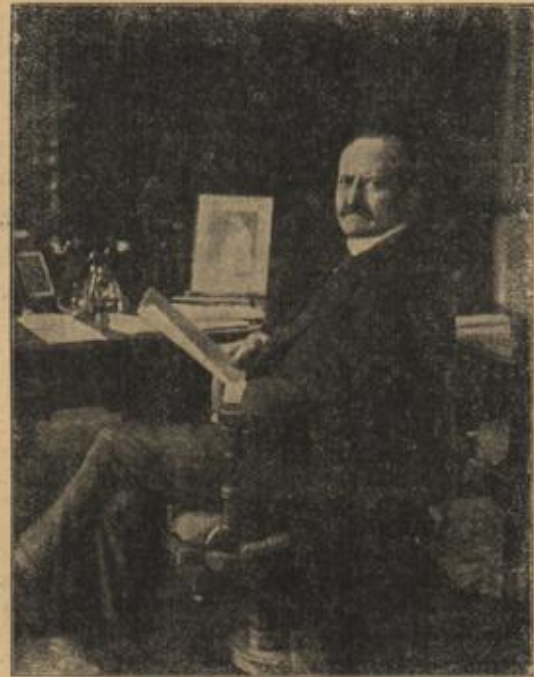
Sie Gott, daß es so gekommen ist! Sie wären an seiner Seite noch unglücklicher geworden.“

Als der Doktor ziemlich spät in der Nacht aus der Kneipe heimkehrte, rieb er sich erstaunt die Augen.

Er ging dann ziemlich zeremoniös und steif zu. — Bei Tische war der Kommerzienrat still wie immer. Nur die Kommerzienrätin führte das große Wort, spielte sich Ilse gegenüber als liebende Mutter auf. Heute sprach sie sogar, mit einer Träne

als liebende Mutter auf. Heute sprach sie sogar, mit einer Träne

bung — Prozeß mit der Lehrerin als Zeugin: ekkige Sache! Seine ganze Zukunft stand auf dem Spiel. Denn natürlich war seine Stellung in dem Nest dann unhaltbar. Man müßte sich doch künftig mehr in acht nehmen. Vor allem hieß es, seine Frau veröhnen, die er in den letzten Wochen arg vernachlässigt hatte, ihr das verdrehte Köpfschen wieder zurechtsetzen. Sie war eben eifersüchtig, das gute Ding, und machte sich also mehr aus ihm, als er vermutet. Das schmeichelte seiner Eigenliebe. Er zweifelte nicht daran, daß es ihm leicht gelingen würde. Er war sich seiner Macht über Frauenherzen



Dr. Georg Michaelis, der neue Reichskanzler des deutschen Reiches. (Mit Text.)



Unterstände in einer Waldschlucht in den Vogesen. Berliner Ill.-Gesellschaft.

in der Stimme, von dem „lieben Seligen, der aus verklärten Himmelhöhen auf das Blut seines Kindes herunterblickte.“ — Ilse lächelte nur spöttisch und schwieg. Auch der Doktor lenkte schnell von diesem Thema ab.

Bald nach Tisch trennten sich die Paare. Der Doktor zog sich mit der Kommerzienrätin, seiner Zigarre und seiner Tasse Kaffee in deren Allerheiligstes zurück — zu einem lebhaft, doch leise geführten Gespräche. Ilse und der Kommerzienrat spazierten im Garten umher. Es war ein Naureisitag im Februar. Nicht zu kalt, so daß man in der Mittagssonne angenehm promenieren konnte. Auf den Zweigen und Ästen blühte es wie von tausend weißen Masttröpfchen. Die Spazierer rauchten sich schreiend und piepsend um die Brosamen, die ihnen Ilse streute. Darüber spannte sich ein blasser, klarer Winterhimmel.

Die junge Frau saßte den alten Herrn sorgsam unter und schmiegte sich zärtlich in seinen Arm. Der Onkel hatte eine gewisse Familienähnlichkeit — durch Anlage, Beruf und Schicksale verschieden — mit dem alten Maler. Dieselbe Profillinie.

Wenn sie ihn so von der Seite ansah, war es ihr, als wandelte der Unvergessene neben ihr. Und es war sein nächster Verwandter, der ihm das letzte Jahr seines Lebens verschönt, der den Verstorbenen immer geliebt hatte.

Alle Zärtlichkeit ihres weichen Frauensherzens übertrug sie jetzt auf ihn; und der alte Mann erwiderte dies Gefühl.

(Fortsetzung folgt.)

Hundstagsdiät.

Humoreske von Klara Dästerhoff. (Nachdruck verb.)

„Auh, diese Hitze! Kaum auszuhalten“, jagte der Briefträger, als er sich die Stirn wischend, indem er dem Kandidaten des höheren Schulamtes, Herrn Emil Brandt, ein Schreiben überreichte. „Weiß der Himmel, diesmal ist's auch wirklich zu arg“, sagte der Empfänger, der von der Hitze ganz angegriffen auslief, schloß seine Tür und betrachtete neugierig den ungewöhnlichen Briefumschlag mit der allertümlich verschönderten Handschrift.

„Woher mag der Brief stammen? Luvert und Schrift machen gar nicht den Eindruck, als gehöre der Schreiber unserer jetzigen Generation an.“ Ein Schnitt durchs Luvert, ein Blick auf die Unterschrift vertieten es ihm: „Deine Großtante Emmeline.“

„Sieh da! Leb! das alte Wurm noch?“ fragte er erstaunt vor sich hin; denn bei seinem steten Alleinsein, zu dem er verurteilt war, hatte er die Gewohnheit angenommen, sich hörbar mit sich selbst zu unterhalten. „Die muß ja wohl bald die Reunzig erreicht haben! Was in aller Welt will die von mir?“

Das Schreiben lautete:

„Durch eine Nachfrage bei Deinen Verwandten verschaffte ich mir Deine Adresse und Nachricht über Deine Lebensumstände. Ich möchte Dich einladen, diese unerträglich heiße Zeit doch bei mir zu verleben, da Du gerade Ferien hast und dieselben, wie man mir schreibt, in Deinem Junggesellenquartier verlebst. Nun, soch ein großstädtisch möbliertes Zimmer wird ja wohl nicht so viel fesselnden Reiz für Dich besitzen, daß Du's nicht vorziehen solltest, statt dessen die Einsamkeit einer alten Großtante zu teilen, die, wenn sie auch unmodern ist und in den Rahmen Eurer jungen Existenz nicht mehr hineinpaßt, dafür die Anziehungskraft einer Antiquität besitzen dürfte und außerdem in einer von der Natur hochbegünstigten Gegend ihr Heim aufgeschlagen hat.“

Was ich aber als das Wichtigste und Verlockendste zur Unterstützung meiner Einladung ins Feld führen möchte: ich gebe viel auf eine gute Küche, noch dazu auf eine, die streng alle Ergebnisse der neuesten Wissenschaft berücksichtigt. Zumal in dieser menschenmordenden Hundstagshitze kannst Du nirgends so zweckentsprechend genährt werden wie bei mir. In dem Punkte bin ich gar nicht allmodisch. — Also, lieber Junge, komm! Du bist zwar wahrscheinlich nicht mehr der letzte, frische Bursche mit den weherzigen Augen, als den ich Dich vor so etwa zehn Jahren zuletzt gesehen habe. Indes bist Du immerhin der Enkel meines Lieblingsbruders und wirst nicht ganz aus der Art geschlagen sein.

Also, noch einmal, komm — wenn auch nicht mir, so doch meiner hygienischen Küche zuliebe.

Deine Großtante Emmeline.“

Emil Brandt lachte hell auf. „Na, das muß du zugeben, eine originellere Einladung kannst du dir wirklich nicht träumen lassen, alter Kronensohn! Da greif nur mit beiden Händen zu.“

Und er setzte sich und schrieb unter vergnügtem Schmunzeln: „Wer könnte einer derartig lebenswürdigen Einladung widerstehen, liebste Tante! Du sollst Deinen Willen haben. Zugleich mit oder bald nach Eintreffen dieser Karte werde ich bei Dir sein.“

Dein Großneffe Emil.“

„Schön, schön, mein Junge, daß du einen so vernünftigen Entschluß gefaßt hast“, sagte die alte Dame langsam und be-

dächtig, aber offenbar aufs höchste befriedigt, als ihr Gast am folgenden Nachmittag auf der lustigen Loggia ihres romanischen, ganz von der Welt abgeschlossenen Landhauses Platz nahm und mit der Bier eines Verschmachtenden den Willkommenstrunk in Gestalt einer Flasche Selterwasser hinunterstürzte.

„Das Getränk ist köstlich, Tantechen, könnte aber ein bißchen kühler sein“, wagte er bescheiden zu äußern, „denn es schmeckte, als habe man es soeben vom wärmenden Ofen genommen.“

„Ei, nicht doch, mein Junge“, sagte aber die Greisin mit sanfter Entschiedenheit. „Ich habe dich doch nicht hierher gebeten, um dich zu vergiften. Kalte Getränke sind ja bei dieser unheimlichen bluthitze Gift, schlankweg Gift. Die ärztliche Wissenschaft empfiehlt ganz ausdrücklich, in der heißen Zeit jedes Getränk anzuwärmen. Du trinkst aber auch viel zu schnell, mein Junge. Immer nur winzige Schlückchen muß man nehmen.“

„Reinst du wirklich, Tante?“ fragte Emil mit erstaunten Augen. Derartige Vorsichtsmaßregeln fanden in den Büchern nicht, mit denen er sich von Berufswegen befassen mußte.

„Das weißt du nicht, mein Junge?“ erwiderte sie im Tone milder Rüge. „Da sieht man's, auf ihre Gesundheit achten die Leute zu allererst, selbst gelehrte Diener der Wissenschaft. Nun bin ich erst recht froh, daß ich dich unter meine schützenden Finger bekommen habe. Unfehlbar hättest du dir doch in deinem jugendlichen Leichtsinne bei dieser Tropentemperatur den Tod aus Flaschen und Töpfen geholt, denn im Essen wirst du zweifellos nicht minder leichtsinnig zu Werke gehen. Und es wäre jammer-schade, wenn das Geschlecht der Brandts einen so angenehmen, vertrauenerweckenden Sproßling vor der Zeit ins Grab setzen müßte. Nun erlaube, lieber Emil, daß ich mich einmal in der Küche sehen lasse, um die genaue Befolgung meiner Anordnungen zu überwachen.“

Mit einer höflichen Verbeugung entließ der junge Mann die bedächtig hinaustrippelnde alte Dame, die ihm den Eindruck einer mittelalterlichen vornehmen Burgfrau machte.

„Die Sache läßt sich ja gut an“, sagte er sich belustigt. „Sie ist entschieden eine respektgebietende Persönlichkeit. Aber zur Eröffnung der Kampagne gewärmtes Selterwasser — brrr! Bin ich doch neugierig, was für Abendessen sie zusammengestellt hat.“

Er sollte es bald genug sehen.

Was sie ihm mit Stolz aufstischte, war erstens eine Schüssel mit gedämpftem Reis und Badyplausen, zweitens ein eigentümlich grau und grob aussehendes Brot, von dem sie ihm voll Behagen erzählte, es sei eigen gebadenes Haferschrottbrot, das enthalte nämlich die meisten unverkürzten Nährstoffe, drittens eine Obstmacmelade, viertens geschmorte Preiselbeeren, als Getränk kam eine Karaffe mit Milch auf den Tisch, von der die freundliche Wirtin rühmte:

„Du kannst unbesorgt davon trinken, mein Junge, sie ist zwölf Stunden lang gekocht worden, um alle etwa darin enthaltenen Krankheitskeime abzutöten. Aber tu mir den Gefallen und trinke immer nur recht wenig, um nicht dein liebes, junges Leben in Gefahr zu bringen!“

Das versprach er unbedingt, denn ihn zur Unmäßigkeit zu verlocken, war dies Getränk nicht eben geeignet.

Als er von dem Pflaumenreis eine Portion zu sich genommen hatte, äußerte sein Magen sehr vernehmlich das Verlangen nach einer ordentlichen Fleischbeilage. In der Meinung, die Fleischschüssel sei wohl aus Versehen nicht mit auf den Tisch gestellt worden, fragte er, eine Schnitte Brot ergreifend, als bescheidene Einleitung: „Darf ich dich um die Butter bitten, liebe Tante?“

„Butter, mein Junge?“ wurde ihm zur Antwort. „Ei, wo denkst du hin! Butter ist an und für sich ein sehr bedenkliches Nahrungsmittel; denn wenig andere Bestandteile unserer Mahlzeiten sind so überreich an Bakterien aller Art, wie Butter. In der Hitze aber gar muß jeder verständige Mensch sich vor ihr hüten wie vor Feuer. Die gräßliche Unsitte, Eisstückchen in die Butter zu stecken, um sie frisch und hart zu erhalten, befördert die allergefährlichsten Krankheitsbazillen in den allerdenkbarsten Nährboden. Nein, mein Sohn, Butter gib's bei mir überhaupt nicht, am allerwenigsten in dieser tropischen Hitze.“

„Womit pflegst du denn das Brot zu bestreichen?“ erkundigte sich der Kandidat sehr lernbegierig.

„Mit der Macmelade, mein Junge. Ich habe sie selbst eingekocht und alle erdenkliche Vorsicht dabei beobachtet. Sie ist so keimfrei, wie überhaupt etwas sein kann.“

„Zu Schinken, Würst und sonstigem Fleischbelag kann man doch aber Butter nicht gut entbehren, dachte ich.“

Der junge Mann wurde etwas deutlicher, da die umschreibende Nachfrage nach Butter ihm nichts genügt hatte. Er kam aber gut an!

„Fleisch, Schinken, Würst?“ wiederholte seine Großtante und sah ihn ganz erschrocken an. „Ja, mein Junge, wer in aller Welt,

ber es gut mit sich meint, würde denn auch bei Wärmegraden, wie wir sie jetzt haben, derartige Sachen zu sich nehmen? Nichts würde ja so unvernünftig das Blut erhitzen, wie das!"

Der Kandidat pfiff leise vor sich hin, was bei ihm ein Zeichen war, daß er eine große Wahrheit verstanden oder eine wichtige Entdeckung gemacht habe.

"Nun ja, das schon, liebe Tante", antwortete er ergebungsvoll, und die trügerische Fata Morgana von lederen Fleischspeisen versank in ein graues Nichts. "Aber ich meine auch nur zu solchen Zeiten, die den Genuß von Schinken und Braten gestatten, kann man doch nicht gut Marmelade dazu aufs Brot streichen."

"Nein, das natürlich nicht", gab sie zu, ohne sich durch sein augenfälliges Verlangen nach Fleisch im geringsten rühren zu lassen. "Da nehme ich selbstausgebratenes Gänse- oder Schweinefett. Aber bediene dich doch, mein Junge! Du kannst doch unmöglich schon satt sein. Die Marmelade ist großartig, sage ich dir, und diese Preisheeren —"

Sie füllte ihm mit eigener Hand ein Glasellerchen davon, hielt aber auf einmal inne.

"Oder vielleicht hättest du erst Appetit auf ein Käsebrod?"

"Ohne Butter? Mit Marmelade?" fragte er zweifelnd.

"Nicht doch, mein Junge! Trocken's Brot und reichlich Käse aufgeschmieri", berichtigte sie ihn sehr sanft.

"Das läßt sich hören", meinte er gutmütig; denn sein Magen bellte nach etwas Kräftigem.

Nun befahl sie das Hereinbringen von Käse und machte ihren Gäste eigenhändig eine Brotschneide zurecht, auf der ein weicher Fettkäse fingerdick lagerte.

Befriedigt verzehrte der Kandidat diese appetitliche „Stulle“, ließ ihr eine zweite folgen, schickte eine Schnitte mit Marmelade und einen Teller voll Preisheeren hinterher und dankte dann anstandslos, da seine Wirtin schon seit geraumer Zeit zu essen aufgehört hatte.

Auf der lustigen Loggia sitzend, den Blick auf eine entzückende, vom Abendrot bestrahlte thüringische Landschaft geheftet, erzählte danach der junge Mann stundenlang von seinem leider schon ausgestorbenen Elternhause und von den wenigen Erinnerungen, die er noch an seine Großeltern hatte. Sie hörte ihm mit offener Aufmerksamkeit zu. Noch gerührter war sie, als er danach ihren langsamigen Erzählungen gleichfalls geduldig und mit Interesse zuhörte.

Als sie endlich ansang, müde zu werden, erkundigte er sich: „Liebe Tante, hast du hier nicht irgendwo ein Winkelchen, wo ich, ohne dich zu stören, des Morgens ein Stündchen Violine spielen kann? Ich brauche es für mein Schulamt und habe die Geige mitgebracht, weil ich viel zu tun habe, um die früher erworrene Übung wiederzuerlangen. Es liegt mir aber natürlich viel daran, dir mit dem Gequieke nicht zur Last zu fallen.“

„O, mein Junge, das kannst du getrost auf deinem Zimmer besorgen“, ermutigte sie ihn. „Kein Ton dringt von da nach meinem Schlafzimmer hinüber. Es freut mich ja, daß du hier auch noch fleißig sein willst.“

„Ich muß wohl oder übel, liebe Tante, habe mir auch noch ein paar durchzuarbeitende Bücher mitgebracht. Des Vormittags werden ja wohl einige Stunden dafür zu erübrigen sein, denke ich.“

Am frühen Morgen drangen denn auch wirklich aus Emils Zimmer die Töne einer Geige. Es war aber kein Gequieke, wie er es in Selbstironie genannt hatte, sondern ein reich schaffenes, verständnisvolles Spielen all der Schullieder, die er für seine Jungen nötig hatte.

Ganz respektvoll meldete die alte Magd, die ihrer Herrin das warme Bad im Schlafzimmer zurechtmachen wollte: „Ei nee, was der junge Herr aber mal scheen spielt! Das reene Konzert!“

Und die alte Dame erhob sich, hüllte sich in ein warmes Plaid und schlich sich in ein unbewohntes zweites Gastzimmer, neben dem, das Emil innehatte, legte sich aufs Sofa und hörte unmerklich so lange zu, bis der junge Künstler sein Pensum erledigt hatte und Fiedel nebst Fiedelbogen weggabte.

Als beide am Kaffeetisch einander gegenüber saßen, fing die Greisin unvermittelt an: „Wenn es dir kein Dpfer ist, mein Junge, könntest du ja deine Violinübungen statt des Morgens immer nach dem Abendbrot vornehmen. Da hätte ich gleich noch den Genuß eines Konzertes, das ich seit wer weiß wie lange entbehre.“

Emil sah sie zweifelnd an, ob sie ihn etwa verhöhne, lachte dann und sagte: „Tantchen, das ist ein guter Scherz! Die trodnen Übungen eines Schullehrers und ein Konzert!“

„Ei, laß uns darüber nicht viele Worte machen“, beruhigte sie ihn. „Du übst einfach jeden Abend in meinem Beisein, und ich freue mich.“

Er sagte mit einer Verbeugung zu, meinte aber lachend: „Die Folgen auf dein Haupt!“

(Schluß folgt.)

Eine Begnadigung.

Es wurden in Spanien während der Regierung Philipps V. mancherlei Mißbräuche mit der Einführung der Waren getrieben. Die Kaufleute ließen ihre Warenballen unter dem Namen der vornehmsten Herren am Hofe bringen, mit deren Bedienten sie sich darum verglichen.

Philipp V., der es erfuhr, gab ein Edikt, in welchem er den Visitatoren und Einnehmern anbefahl, nichts eingehen zu lassen, ohne es vorher zu visitieren. Der Sohn eines Herzogs, eines vornehmen Mannes am Hofe, verachtete dieses Edikt und wollte zum Trotz einige Ballen Waren ohne Untersuchung einführen lassen.

Der Zollbeamte, der sich auf den königlichen Befehl berief, wollte nicht nachgeben und ward, da es von Worten zu Schlägen kam, darüber tolgeschlagen.

Man berichtete den Verlauf der Sache an den König; dieser ließ den Vater des jungen Herrn rufen und erzählte ihm den Vorfall, ohne jedoch seinen Sohn oder sonst jemand zu nennen. Der Herzog sagte sogleich, daß diese Tat den Tod verdiene, und daß Seine Majestät ändern damit ein Beispiel geben müßten.

„Ihr wißt ohne Zweifel nicht“, erwiderte der König, „wer derjenige ist, dessen Todesurteil Ihr so geschwind aussprechet. Wenn es nun Euer Sohn wäre?“

„Und wenn ich es selbst wäre“, antwortete der jetzt sichtlich bestürzte Vater, „so ändere ich meine Meinung doch nicht; ich habe nichts gesagt, als was recht und billig ist.“

„Nun wohl“, erwiderte darauf der König, „Ihr habt als König einen Ausspruch getan; ich werde jetzt als Vater einen tun müssen! Euer Sohn hat Begnadigung nötig und ich gebe sie ihm, aber mit der Bedingung, daß Ihr die Familie des Mannes, den er getödet hat, schadlos haltet, und daß Ihr den Sohn einige Jahre aus dem Reiche auf Reisen schickt, bis er mehr Ehrerbietung und Gehorsam gegen die Gesetze gelernt hat.“

I.

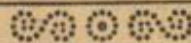
Irgendwo.

Irgendwo in Feindesland
Lagt ein Kreuz von Holz empor —
Weißt du, wer dort Ruhe fand,
Dort den Freund verlor?

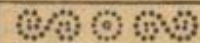
Irgendwo, was kimmert's dich!
Schreit ein Mutterherz in Rot,
Weint ein Mädchen bitterlich
Um des Liebsten Tod!

Fern der Heimat, schlicht und roh,
Lagt ein Kreuz von Holz empor —
Weißt du, daß man — irgendwo —
Alles dort verlor!

H. Wendel.



Fürs Haus



Das Hermelintaninchen gehört zu den kleinsten Kaninchen, darum ist aber seine Zucht nicht weniger nutzbringend als die der großen Arten. Es gibt Züchter genug, die behaupten sogar, daß die Zucht der kleinen Rassen mehr Nutzen abwerfe als die der großen. Jedenfalls ist das Hermelintaninchen leicht zu halten und unschwer zu ernähren, da es mit einem



kleinen Raum und mit wenig Futter auskommt. Das Hermelintaninchen ist einfarbig weiß, die Augen sind rot, daher ist es ein sogenanntes Albino. Man verlangt von dem Tierchen ein blendend weißes Fell mit einem dichten, kurzen Haar, das an das Haar des Hermelins erinnert und bei der Verarbeitung die Hermelinfelle ergeben soll. Man kann das Hermelintaninchen daher auch zu den Pelztaninchen rechnen. Da weiße, gutgepflegte Kaninchenfelle im Pelzhandel immer gern gekauft werden, so kann die Zucht dieser Kaninchenart besonders empfohlen werden. Wie schon angedeutet, braucht das Hermelintaninchen nur wenig Raum. Es ist daher wohl jedem möglich, es zu halten. Man achte aber, und das ist bei allen weißen Kaninchen naturgemäß, auf stets reine Streu. In unsauberen Ställen wird

das Tierchen gelblich und der Pelz ist dann so gut wie wertlos. Das Fleisch des Dermelinfaninchens ist sehr zart und wohlschmeckend. Die Fruchtbarkeit ist zu loben und schnellwüchsig sind die Dermelinfaninchchen auch. C. D.

Unsere Bilder

Gemüsekulturen im besetzten französ. Gebiet. Die Kulturbarmachung der Felder für den Anbau von Gemüse, für die sich der französische Boden ganz besonders eignet, ist ein Hauptaugenmerk der deutschen Heeresverwaltung. Die im Heeresdienst stehenden Landwirte werden zur sachgemäßen Bestellung der Kulturen herangezogen, das Gemüse wird in den nächsten größeren Etappenort gesandt und von dort nach Deutschland geführt. Unser Bild zeigt Weißkohlköpfe, wie sie aus der französischen Boden besetzt.

Abend in Ypern. Das im Mittelalter durch seine Tuchindustrie berühmte flandrische Städtchen ist im Weltkrieg noch einmal berühmt geworden dadurch, daß hier der Vorstoß des deutschen Heeres von den Engländern aufgefangen worden ist und infolge davon um den Besitz der Stellung dort andauernd und heiß gekämpft wurde. So ward die Stadt zur Zielscheibe der beiderseitigen Artillerien und ist jetzt eine völlige Trümmerstätte. Herrliche Bauwerke, darunter die wundervolle Tuchhalle, sind darüber zugrunde gegangen. Was es früher mit seinen altbewährten Kirchen und seinen noch reichlich vorhandenen altertümlichen Häusern und mit hohen Bäumen bepflanzten Straßen und Plätzen für ein stimmungsvoller Ort gewesen sein mag, davon gibt unsre Radierung eine Vorstellung. Wie friedlich ruht die Stadt im Abendlicht! Wie wenig dachten ihre Bewohner damals, als der Künstler dort seinen Studien nachging, daran, daß solches Unheil über sie noch käme! Wahrlich

irdisches Wesen, was ist's? — gewesen!
In einer Stunde geht es zugrunde.

Die Radierung ist zeichnerisch nicht ganz einwandfrei, dagegen ist die Stimmung des Bildes vortrefflich.

Gasmasken für Schutzmänner. Die Schutzmänner Münchens wurden neuerdings mit Gasmasken ausgerüstet, um stets zu Rettungszwecken in Räume eindringen zu können, die mit Rauch oder giftigen Gasen gefüllt sind.

Dr. Georg Michaelis, der neue Reichskanzler, ist geborener Schlesier. Er wurde 1857 in Haynau geboren, ist also gerade 60 Jahre alt, und trat, nachdem er seinen Studien obgelegen hatte, 1879 in den preussischen Staatsdienst ein. Fünf Jahre darauf wurde er Assessor, schied jedoch 1885 aus dem Justizdienst aus und ging als Dozent an die Schule deutscher Rechts- und Staatswissenschaften nach Tokio. Dort war er vier Jahre tätig und trat dann wieder in den preussischen Justizdienst zurück. Kurze Zeit arbeitete er als Staatsanwalt in Schneidemühl, trat Anfang 1892 zur allgemeinen Staatsverwaltung über und fand in ihr als Regierungsrat in Trier und später in Arnberg Verwendung. Von 1897 bis 1902 war er Oberregierungsrat und Stellvertreter des Regierungspräsidenten in Liegnitz und kam dann als Oberpräsidialrat nach Breslau. Von dort aus erhielt er 1909 als Nachfolger von Dombois, der Präsident der Seehandlung wurde, seine Ernennung zum Unterstaatssekretär im Finanzministerium. Der Krieg stellte ihn bald vor neue Aufgaben. Als die staatliche Regelung unserer Brotversorgung sich als notwendig erwies, wurde Michaelis mit der Leitung der Reichsgetreidekasse beauftragt. Die bis in die letzte Zeit regelmäßig und ungehinderte Belieferung des deutschen Volkes mit Brotgetreide ist fast ausschließlich der glänzenden Organisation zu danken, die Michaelis in der Reichsgetreidekasse geschaffen hatte. Auf sein Drängen hin erfolgte dann die Schaffung des Amtes eines preussischen Staatskommissars für Volksernährung, das mit den Befugnissen ausgestattet wurde, die zur Durchführung der als notwendig erkannten Maßnahmen erforderlich waren

Allerlei

Die Ursachen der Liebe. „Aber Emma, wie kannst du den häßlichen und nachlässig gelleideten Julius meinem eleganten und schönen Bruder vorziehen?“ — „Das ist ganz einfach: dein Bruder liebt sich, Julius mich.“

Der Bilderschmud der Wohnungen war in früheren Jahrhunderten in unserm Volke — und nicht nur in unserm — fast ganz unbekannt. Nur in den Palästen der Fürsten, den Klöstern, den Wohnungen der wohlhabendsten Bürger waren Bilder, meistens Gemälde, anzutreffen; die einfachen Leute, die Bauern hatten keine Wandbilder in den Stuben. Selbst in den katholischen Gegenden, wo heutzutage Heiligenbilder auch in den entlegendsten und ärmsten Bauernhütten anzutreffen sind, gab es dergleichen vor dem 17. Jahrhundert nicht. Erst im 18. Jahrhundert begann die Verbreitung billigerer Bilder. Zunächst in den Städten und dann langsam auch auf dem Lande. Heute können wir uns selbst den einfachsten Wohnraum ohne Bilderschmud kaum denken. P. S.

Ein vielbetachtetes Mißverständnis. General Moreau hatte eine Reihe wichtiger Siege erfochten. Er stand deshalb bei den Truppen in so hohem Ansehen, daß sein Kaiser Napoleon ihm den Waffenruhm neidete, und das um so mehr, als Moreau aus seiner republikanischen Gesinnung keinen Gehl machte. Es kam so weit, daß Napoleon ihn 1804 verbannte. Der General

ging nach den Vereinigten Staaten Amerikas und fand daselbst eine sehr freundliche Aufnahme. So wurde er auch einmal eingeladen, einer Universitätsfeier beizuwohnen. Ein Studentenchor trug eine Ode vor, von der jede Strophe mit den Worten schloß: To-morrow, to-morrow, to-morrow, (d. h. morgen, morgen, morgen). Nun war der französische General des Englischen nicht mächtig. Er verstand nicht, was die jungen Leute da so begeistert sangen, er hörte nur den Gleichklang des Rehrheims mit seinem Namen und legte sich das so aus, als brächten die Säger ihm eine Guldigung dar. So fühlte er sich denn gedrungen, bei jedesmaliger Wiederkehr des Refrains aufzustehen und sich dankbar gegen die singenden Jünglinge zu verneigen. Die Wirkung dieser Gefühlsäußerung war eine heitere. C. D.

Gemeinnütziges

Andauernder Erdbeeranbau auf einem Stück Land bringt Mißerfolge. Wo seit Jahren stets Erdbeeren standen, sollte unbedingt gewechselt werden.

Schon während des Obsterntens soll für den Schnitt und das Ausputzen der Bäume vorgearbeitet werden, jedenfalls aber merke man sich die zu dicht stehenden Äste, die, anstatt Früchte zu tragen, auf Kosten der übrigen lehren. Auch die dünnen Äste, die, am schnellsten während der Belaubung des Baumes zu finden sind, merke man sich.

Gichtbalsam ist eine die Schmerzen lindernde Einreibung. Sie besteht aus je 5 Gramm Spanischer Pfefferminze, Seifenspiritus, Kampferspiritus, Salmiakgeist, 10 Gramm Lebensbalsam und 100 Gramm aromatischem Spiritus.

Zur Gemüseaufbewahrung. Wirring und Weißkohl halten sich nur frisch, wenn sie frei hängen. Ist der Strunk nicht lang genug, um einen Bindfaden darum binden zu können, so kann man sich leicht aus alten Wollresten ein kleines Netz in großen Luftmaschen häkeln, an den Eden ebenso mit Luftmaschen kleine Schnüre anbringen und dann den Kohl darin aufhängen. Frau B.

Küchenträger, wie Salbei, Lavendel, Pfefferminze, sind sehr ausdauernd und werden im Herbst nur kurz über der Erde abgeschnitten und mit Laub bedeckt. Der Anbau bereitet keine Schwierigkeiten, Reinhalten von Unkraut, Feuchthalten und eine gelegentliche Kompostdüngung machen die ganze Pflege aus. Sind die Kräuter zu umfangreich und üppig geworden, so daß die Beete überwuchern, werden sie ausgegraben, in Stücke geteilt, und diese nach Bedarf neu gepflanzt.

Staubfede in schwarzen Kleidern lassen sich sehr gut mit schwarzem Kaffee entfärben. Man kocht den vorhandenen Kaffeezusatz gut aus und büstet die Fede damit ab. Gut ist es, die Kleider vorher tüchtig auszuklopfen und auszuschütteln, damit aller loser Staub entfernt ist.

Tomatensuppe. Vier oder fünf Tomaten läßt man mit einem Liter Wasser, etwas Zimt, einer Scheibe geröstetem Brot etwa eine Stunde kochen, streicht alles durch ein Sieb, mischt einen Eßlöffel voll Zucker, die abgeriebene Schale einer halben Zitrone, etwas Salz und etwas Weißwein darunter und läßt alles noch einmal aufkochen. Mit einem Eidotter abgezogen und über geröstete Semmelscheiben serviert, mündet die Suppe sehr gut.

Logogriff.

Wenn jemand es mit h verbrochen,
Nicht über ihm der Stad gebrochen,
Und doch, wie gut wär's zu erstreben,
Mit h zu üben oft im Leben.

Fritz Guggenberger.

Scharade.

Das Erste kommt in weichem Kleid,
Das andre ist dem Spiel geweiht,
Im Winter fliegt das kalte Ganze,
Im Sommer prangt's an einer Pflanze.

Julius Fald.

Stufen-Rätsel.

A	A	A	A	B
B	H	I	M	
M	O	O		
S	S			
S				

Bilderrätsel.



Nach dem Ordnen der Buchstaben bezeichnen die sich entsprechenden Senkrechten und Wagrechten je: 1) Eine europ. Insel. 2) Einen israelit. König. 3) Eine schöne Zeit. 4) Einen russischen Fluß. 5) Einen Laut. J. Fald.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:

Weiß, Rauch, Weißbraud.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.